

*scholastischen Stoff aufzuarbeiten, an dem die soliden Studenten fast vier Jahre gewürgt: mit Erwin Guido Kolbenheyer, einem literarischen Jugendfreund, der heute daran vielleicht nicht gerne erinnert wird, weil er einer der offiziellen Dichter und Akademiker Hitlerdeutschlands geworden ist, büffelte ich die Nächte durch. Aber man machte mir die Prüfung nicht schwer.*⁴⁰³

»Du hast Menschen gekannt, die im Zweiten Weltkrieg auf die andere Seite gewechselt sind?«, fragen wir und ein Schatten zog sich über seiner Stirn zusammen. »Ja. Jeder kannte solche Leute.« »Aber es hat euch doch verbunden, diese Nächte des Lernens, nicht wahr?« Er lässt sich lange Zeit, um zu antworten. Schließlich beschließt er, uns direkt anzusehen und sagt: »Am Ende gab es mehr, das uns voneinander trennte.« Wir werden still. »Was ist?«, fragte er. »Nichts«, antworten wir leise und denken an alldiejenigen, die wir aufgrund kleinlicher Streitigkeiten nicht mehr zu unseren Freunden zählen, obwohl uns vielleicht sogar mehr verband, als uns trennte.

Weil er bemerkt, dass wir in Gedanken versunken sind, greift er an einen unserer Ellenbogen, um uns sanft weiterzuführen. »Aber ich wollte nie an der Universität bleiben. Ich wollte Schriftsteller werden.« Wir reißen uns von unseren Gedanken los. »Was war der Anfang?«, fragen wir. Er lacht: »Es gab so viele! Ein verunglückter Gedichtband, ein Versuch, am Theater Fuß zu fassen, was durch die Tode der Erst- und Zweitbesetzung vereitelt

⁴⁰³ Zweig, Die Welt von Gestern, S. 150.

wurde. Aber vielleicht war es in Wahrheit ein bestimmter Moment.« Er erzählte:

*Ich berichtete, daß ich ihm gerne eine kleine Prosaarbeit vorgelegt hätte, und überreichte ihm das Manuskript. Er sah das Titelblatt an, schlug über bis zur letzten Seite, um den Umfang zu messen, lehnte sich dann noch tiefer in den Sessel zurück. Und zu meinem Erstaunen (ich hatte es nicht erwartet) bemerkte ich, daß er bereits das Manuskript zu lesen begonnen hatte. Er las langsam, immer ein Blatt zurücklegend, ohne aufzublicken. Als er das letzte Blatt gelesen hatte, faltete er langsam das Manuskript zusammen, tat es umständlich und noch immer ohne mich anzusehen in ein Couvert und schrieb mit Blaustift einen Vermerk darauf. Dann erst, nachdem er mich mit diesen geheimnisvollen Machinationen genügend lang in Spannung gehalten, hob er einen schweren, dunklen Blick zu mir auf und sagte mit bewußter, langsamer Feierlichkeit: »Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihre schöne Arbeit für das Feuilleton der ›Neuen Freien Presse‹ angenommen ist.« Es war, als ob Napoleon auf dem Schlachtfelde einem jungen Sergeanten das Ritterkreuz der Ehrenlegion anheftete.*⁴⁰⁴

Wir wissen, wer ihm in dem staubigen Zimmer des Büros der Neuen Freien Presse gegenüber sitzt: Chefredakteur Theodor Herzl. Ja, es ist der Theodor Herzl, der inmitten der politischen und emotionalen Wirren der Jahrhundert-

⁴⁰⁴ Zweig, Die Welt von Gestern, S. 129.

wende den Zionismus begründen wird. Dabei geht es um die Idee eines Staates, in dem alle Juden friedlich zusammenleben konnten. Dieser Gedankengang bildet zugleich auch eine politische Komponente des Judentums ab, die bis dahin noch nicht in dieser Form gedacht wurde. Wir wissen: Diese Idee besteht bis heute, mit all ihren Idealen und Problemstellungen.

Jetzt sind wir aber aufgeregt, denn es ist uns fast, als würden wir hinter dem jungen Stefan Zweig stehen und zusehen, wie der Chefredakteur jedes einzelne Blatt umwendet ohne etwas zu sagen. Seine Lippen bewegen sich womöglich leicht beim Lesen. Wir haben schweißnasse Hände von der Aufregung, die auch den jungen Mann ergriffen haben musste, der Schriftsteller werden wollte. Als der Chefredakteur das letzte Blatt umwendet und sich dann noch eine Sekunde Zeit lässt, um den Staub der Blätter einzusatmen, die sich um ihn herum türmen, halten wir den Atem an. *Ich freue mich, Ihnen sagen zu können...* Und wir lassen die Schultern sinken, atmen tief aus, würden den jungen Stefan am liebsten umarmen vor Freude und jauchzend gleich hier eine Sektflasche entkorken. Aber wir erinnern uns: Das ist so nicht angemessen in dieser Zeit – außerdem sind wir ja gar nicht da. Der junge Stefan richtet sich auf und verlässt erhobenen Hauptes das Büro, ausgezeichnet wie ein junger Sergeant von Napoleon.

Theodor Herzl stirbt wenig später, im Juli 1904. Das 20. Jahrhundert lebt in seinen Ideen weiter – und der Schriftsteller, der als junger Mann nervös vor ihm stand, wird sich noch so viele Jahre später, am Ende seines Lebens, an diesen besonderen Moment erinnern können.

Es gibt aber auch Schriftsteller, mit denen Stefan Zweig in Kontakt steht und die wir auch schon getroffen haben. Einer davon war das Wunderkind seiner Zeit, der aber als Gymnasiast noch nicht veröffentlichen durfte. Auch Stefan Zweig kannte zu Beginn die wahre Identität dessen, der sich hinter dem Pseudonym *Loris* verbarg, nicht:

*Wer ist »Loris«, wer dieser Unbekannte?, fragte er sich. Ein alter Mann gewiß, der in Jahren und Jahren seine Erkenntnisse schweigsam gekeltert hat und in geheimnisvoller Klausur die sublimsten Essenzen der Sprache zu einer fast wollüstigen Magie kultiviert. Doch solch ein Weiser, solch ein begnadeter Dichter lebte in derselben Stadt, und er hatte nie von ihm gehört!*⁴⁰⁵

Der unbekannt Dichter ist Hugo von Hofmannsthal, der von Hermann Bahr, der seinen Protagonisten in ein vermeintliches *Konzert* geschickt hat, entdeckt wurde. Dieser staunt nicht schlecht, als ein Gymnasiast an seinen Tisch im Café Griensteidl tritt, in kurzen Hosen und noch ohne Bartwuchs. Die Nachricht verbreitet sich in der literarischen Welt wie ein Lauffeuer. Das Wunderschöne ist besonders die Sprache, in der Zweig von den Künsten des Jungen berichtet. Hofmannsthal hat seine Erkenntnisse nicht einfach aufgeschrieben – er hat sie *keltert*. Wein wird gekeltert. Die Trauben werden ausgepresst bis nur noch ihre köstliche Essenz übrig ist. Genauso verhält es sich mit den Worten Hugo von Hofmannsthals. Er hat sie sorgfältig gewählt, hat ihnen alles abverlangt und präsen-

405 Zweig, *Die Welt von Gestern*, S. 65.

tiert nun die Essenz seiner Gedanken wohltemperiert der staunenden Leserschaft. Die *geheimnisvolle Klausur* hat eine religiöse Komponente, denn die Mönche befinden sich in Klausur zum Gebet. Hofmannsthal keltert seine Worte also nicht nur, er misst ihnen eine heilige Bedeutung bei, die über den gewöhnlichen Gebrauch hinausgeht. Damit die Beschreibung des Schaffens aber nicht zu heilig wird, ist auch von der *wollüstigen Magie* die Rede – und damit von der ungebändigten Leidenschaft, die von Wollust lebt, aber auch von Magie, also etwas, das nicht rational fassbar ist. Die *sublimsten Essenzen* verweisen auf das *Keltern* zurück. Wenn etwas *sublim* ist, liegt es tief unter der Oberfläche, ist ein bisschen versteckt und offenbart sich nur dem wahren Kenner. Ein Mann, dessen Dichtung alle diese Sinneseindrücke in sich vereint, lebt in derselben Stadt! Stefan Zweig und Hermann Bahr sind überwältigt und überglücklich. Und Stefan George ist es, wie wir schon gesehen haben, auch. Aber diese Geschichte ist bekanntlich eine andere.

Ein ebenso feinfühliges wie zartes Porträt schafft Stefan Zweig von seinem Dichterkollegen Rainer Maria Rilke, den er in Paris trifft. Es ist jener junge Mann, der sich so unsterblich in die Philosophin Lou Andreas-Salomé verliebt hat.

»Er war wie ein Gespenst«, fasst Stefan Zweig zusammen, als wir in uns neben Notre Dame de Paris in der milden Frühlingssonne auf eine Parkbank setzen. Der Schriftsteller schließt die Augen, als könnten nur seine Ohren Rilke hier noch irgendwo finden:

Von allen diesen hat vielleicht keiner leiser, geheimnisvoller, unsichtbarer gelebt als Rilke. Aber es war keine gewollte, keine forcierte oder priesterlich drapierte Einsamkeit, wie etwa Stefan George sie in Deutschland zelebrierte; die Stille wuchs gewissermaßen um ihn, wohin er ging und wo er sich befand. Da er jedem Lärm und sogar seinem Ruhm auswich – dieser »Summe aller Mißverständnisse, die sich um seinen Namen sammeln«, wie er einmal so schön sagte –, netzte die eitel anstürmende Woge der Neugier nur seinen Namen und nie seine Person. Rilke war schwer zu erreichen. Er hatte kein Haus, keine Adresse, wo man ihn suchen konnte, kein Heim, keine ständige Wohnung, kein Amt. Immer war er am Wege durch die Welt, und niemand, nicht einmal er selbst, wußte im voraus, wohin er sich wenden würde.⁴⁰⁶

»Ein Gespenst«, wiederholen wir, »ein gutes Gespenst.«
»Das beste Gespenst«, nickt Zweig zustimmend.

Die Stille, die um Rilke herum gleichsam zu wachsen schien, beruhigt uns, wenn wir die Beschreibung dieses Mannes auf uns wirken lassen. Es ist, als würde er uns über die Jahrhunderte hinweg eine Käseglocke überstülpen, die uns von der Hektik unserer eigenen Gegenwart zu trennen vermag. Verstohlen blicken wir uns um – könnte er sogar jetzt hinter uns sitzen und uns mit seinen großen blauen Augen beobachten – ohne, dass wir es merken?

»Ich habe Rilke einmal Kofferpacken sehen«, unterbricht unser Begleiter unsere Gedanken. »Du hast den

406 Zweig, Die Welt von Gestern, S. 167.

Schriftsteller Rainer Maria Rilke Kofferpacken sehen?«, fragen wir überrascht, weil wir uns das noch nie vorgestellt haben. Stefan Zweig nickt und erzählt:

Einmal sah ich ihm in seiner Wohnung vor der Abreise zu – er lehnte meine Hilfe mit Recht als unzuständig ab – , wie er seinen Koffer packte. Es war ein Mosaiklegen, jedes einzelne Stück beinahe zärtlich in den sorgfältig ausgesparten Raum eingesenkt; ich hätte es als Frevel empfunden, dieses blumenhafte Beisammensein durch einen helfenden Handgriff zu zerstören. Und dieser sein elementarer Schönheitssinn begleitete ihn bis ins nebensächlichste Detail; nicht nur, daß er seine Manuskripte sorgfältig auf schönstem Papier mit seiner kalligraphisch runden Hand schrieb, daß wie nachgemessen mit dem Zollstab jede Zeile zur andern in gleicher Schwebe stand: auch für den gleichgültigsten Brief wählte er erlesenes Papier, und regelmäßig, rein und rund ging seine kalligraphische Schrift hart heran bis an das Spatium. Niemals erlaubte er sich, selbst in der hastigsten Mitteilung, ein durchgestrichenes Wort, sondern immer schrieb er, sobald ein Satz oder ein Ausdruck ihm nicht vollwertig schien, mit seiner großartigen Geduld den ganzen Brief noch ein zweites Mal. Nie gab Rilke etwas aus der Hand, was nicht ganz vollendet war.⁴⁰⁷

Alles an diesem Mann ist Ordnung und Schönheit und genau damit umgibt er sich auch. Das *Mosaiklegen* seiner

⁴⁰⁷ Zweig, Die Welt von Gestern, S. 169.

Kleidungsstücke verheißt so viel mehr an Schönheit und Kunstfertigkeit, als einige Kleider für den Strandurlaub zu packen. Wir stehen neben ihm und widerstehen der Versuchung, die sorgfältig gefalteten Hemden anzufassen. Wir stehen hinter ihm und trauen uns nicht zu atmen, wenn er in seiner kugeligen Schrift Blatt für Blatt an Briefen füllt. Das Papier, das er vor sich liegen hat, muss angenehm in der Hand liegen. Die Worte sind darauf gegossen wie ein Relief, das sich kunstvoll seinem Material gefügt hat. Lange sitzen wir bei dem Schriftsteller – auch, als er abermals einen Brief neu beginnt, weil er sich verschrieben hat.

Erst Stefan Zweig rüttelt uns an den Schultern, um uns zu wecken. Verwirrt blicken wir vom Tisch auf, auf den unsere Köpfe gesunken waren. Bevor wir aus der Türe treten, wenden wir uns noch einmal zu dem konzentrierten jungen Dichter um.

»Wirst du ihn wiedersehen?«, fragen wir Stefan Zweig.
»Ja«, sagt er:

Mehrmals haben sich noch unsere Wege gekreuzt, aber wann immer ich an Rilke denke, sehe ich ihn in Paris, dessen traurigste Stunde zu erleben ihm erspart geblieben ist.⁴⁰⁸

»Aber ich möchte euch noch jemand anderen in Paris vorstellen«, sagt Stefan Zweig dann. Und erzählt von seiner Begegnung mit dem Bildhauer Auguste Rodin, dem er über die Schulter schauen durfte:

⁴⁰⁸ Zweig, Die Welt von Gestern, S. 173.

Das ging eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, ich weiß nicht mehr, wie lange. Große Augenblicke sind immer jenseits der Zeit. Rodin war so vertieft, so versunken in seine Arbeit, daß kein Donner ihn erweckt hätte. Immer härter, fast zorniger wurden seine Bewegungen; eine Art Wildheit oder Trunkenheit war über ihn gekommen, er arbeitete rascher und rascher. Dann wurden die Hände zögernder. Sie schienen erkannt zu haben: es gab für sie nichts mehr zu tun. Einmal, zweimal, dreimal trat er zurück, ohne mehr zu ändern. Dann murmelte er etwas leise in den Bart, legte so zärtlich, wie man einen Schal⁴⁰⁹ um die Schultern einer geliebten Frau legt, die Tücher um die Figur. Er atmete auf, tief und entspannt. Seine Gestalt schien wieder schwerer zu werden. Das Feuer war erstorben. Dann kam das Unfaßbare für mich, die große Lehre: er zog den Kittel aus, nahm wieder die Hausjacke auf und wandte sich zum Gehen. Er hatte mich total vergessen in dieser Stunde der äußersten Konzentration. Er wußte nicht mehr, daß ein junger Mensch, den er doch selbst in das Atelier geführt, um ihm seine Werkstatt zu zeigen, erschüttert hinter ihm gestanden hatte mit gepreßtem Atem, unbeweglich wie seine Statuen.⁴¹⁰

Die herbe Art, mit seiner Statue umzugehen, steht in Kontrast zu der Weichheit, mit welcher der Bildhauer das Tuch später über sein Kunstwerk breitet. Härte und Zärtlichkeit vereinen sich im kreativen Prozess Rodins ebenso

409 gemeint ist: ein Schal, also vermutlich ein Tuch

410 Zweig, Die Welt von Gestern, S. 175.

wie in seinem Leben. Wir lernen in dieser Momentaufnahme viel darüber, wie ein kreativer Augenblick sein kann. Es bricht ein Feuer aus, eine *Trunkenheit*, wie Stefan Zweig es nennt, und reißt alles in der Umgebung mit sich. Nur durch dieses Feuer, das sich funkenstiebend Bahn bricht, kann Neues entstehen. Aus dem Feuer wird eine schwache Glut, die ihn immer langsamer und vorsichtiger macht, ihn auf die Details achten lässt. Und schließlich erlischt das Feuer, wenn die Kreativität für dieses Mal aufgebraucht ist. Rodin ist so sehr in seine Arbeit versunken gewesen, dass er nicht bemerkt hat, dass doch noch jemand im Raum war. Tief bewegt davon, was er gesehen hat, ist Stefan Zweig der Atem geraubt. Er wagt es nicht, ein Wort an den großen Bildhauer zu richten – aus Angst, er könne etwas zerstören, als würde er mit einem Hammer auf die eben geschaffene Statue einschlagen. Was er an diesem Tag in Paris gesehen hat, wird ihn nicht mehr loslassen. Dieses Erlebnis wird für ihn zum Sinnbild von Schaffenskunst:

In dieser Stunde hatte ich das Geheimnis aller großen Kunst, ja eigentlich jeder irdischen Leistung aufgetan gesehen: Konzentration, die Zusammenfassung aller Kräfte, aller Sinne, das Außer-sich-Sein, das Außer-der-Welt-Sein jedes Künstlers. Ich hatte etwas gelernt für mein ganzes Leben.⁴¹¹

»Nun verlassen wir Paris«, sagt Stefan Zweig ernst.

411 Zweig, Die Welt von Gestern, S. 176.